

■ ANGELIKA EPPLE

## Neue Perspektiven: Geschlechtergeschichte nach dem linguistic turn

Bericht über eine Tagung des  
AK Historische Frauen- und  
Geschlechtergeschichte der  
Frühen Neuzeit, Weingarten  
13. – 15. Juni 2002

Zu einer Tagung mit anspruchsvoller Thematik lud der AK Historische Frauen- und Geschlechtergeschichte der Frühen Neuzeit gemeinsam mit der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Die Veranstalterinnen hatten bereits in der Ankündigung die aktuelle Forschungslandschaft treffend beschrieben. Geschlechtergeschichte hat jenseits einer rein thematischen Erweiterung der Geschichtswissenschaft eine methodische Erneuerung der Disziplin ausgelöst. Die analytische Kategorie *gender* ist dabei auf den *linguistic turn* verwiesen, insofern sie als relationales, diskursiv erzeugtes Ordnungsprinzip von Gesellschaft verstanden wird. In den letzten Jahren haben sich dabei neue – oder, wie zu fragen sein wird – alte Gräben aufgetan: Der Methode der Dekonstruktion, die das Funktionieren von Diskursen offenlegt, wurde erneut Kritik entgegengehalten. Vor allem der Erfahrungsbegriff scheint hier als unvereinbar mit einer rein diskursiven Konstruktion gesehen zu werden. Gefragt wird ebenfalls, wie ein Handeln als politisches Subjekt möglich sei, wenn die Existenz des Subjekts dekonstruiert werde? Die Tagung hatte es sich zur Aufgabe gemacht, diese Kontroversen produktiv werden zu lassen und zu einer weiteren Erneuerung der Geschlechtergeschichte *beyond the linguistic turn* zu gelangen. Als dringlichste Frage stand dabei das Verhältnis zur so genannten allge-

meinen Geschichte auf der Agenda. Um es vorwegzunehmen: bei hervorragender Planung und Anlage der Tagung konnte das Niveau der Fragestellung nur in wenigen Diskussionen erreicht werden. Die inhaltlich äußerst interessanten Einzelvorträge bezogen sich größtenteils nur mit empirischen Beiträgen auf das Thema der Tagung. Rückschlüsse für die theoretische Fragestellung in der Diskussion nachzuliefern, konnte kaum gelingen. Ausnahmen waren die Vorträge der zweiten Sektion, die den Sprung von der Empirie zur Metaebene leisteten. Der letzte Tag bot ebenfalls eine Entschädigung. Nach einem wegweisenden Vortrag aus der Perspektive der Mikrohistorie konnte im Anschluß daran eine viel zu kurze, aber sehr spannende Podiumsdiskussion geführt werden.

Widmen wir uns den Vorträgen im Einzelnen. Die erste Sektion beschäftigte sich mit dem Thema *Psychodynamik jenseits der sex-gender Dichotomie*. Lyndal Ropers Vortrag *The Psychic Logic of Witch Trials* war hier paradigmatisch. Einleuchtend begründete die Referentin, warum verschiedene Weisen des Frauseins innerhalb des weiblichen Lebenszyklus beachtet werden müssten. Die meisten der Hexerei angeklagten Frauen seien ältere Frauen gewesen. Ursache hierfür sah Roper in einer Haltung gegenüber dem Körper älterer Frauen, die im kulturellen Unbewußten gründe. Roper bot in ihren einleitenden Worten eine terminologische Dreigliederung ihrer Analyse: Sie untersuche die bewußte, die unbewußte und die physiologische Bedeutung von *gender* – mit letzterer bezog sie sich auf die bereits erwähnte Veränderung des Körpers innerhalb eines Lebenszyklus. Ropers analytische Kategorien blieben jedoch unklar. Weder wurden sie in ein begriffliches Raster eingeordnet und gegeneinander abgegrenzt noch wurde ihr ontologischer Status diskutiert.

Auch Giulia Calvi erläuterte die von ihr verwendeten Kategorien ausschließlich durch die Ergebnisse ihrer Untersuchung.

Hier war die Herangehensweise allerdings offensichtlicher und klarer. In ihrem Vortrag *Interpretations of a Mother Figure. Tuscany 16th/17th Centuries* breitete Calvi das diskursive Feld von Mutterschaft aus, in dem es nur Witwen möglich war, mit eigener Stimme zu sprechen. Die Ursache hierfür sah die Referentin darin, daß Witwen männliche Aufgaben erfüllten. Über mütterliche Verantwortung etwas von Frauen selbst zu erfahren, sei daher fast unmöglich. Calvi leitete aus ihren Quellen die ansprechende These ab, daß Mutterschaft in dieser Zeit im öffentlichen Raum aus dem Kampf verschiedener Institutionen heraus entstanden sei. Sie wandte sich damit gegen Joan Kellys bekannte Auffassung, Mutterschaft sei ein soziales Schicksal, dem Frauen von einem patriarchalischen Staat unterworfen würden.

Der Vortrag *Die Doppelbödigkeit des Offensichtlichen* von Regina Schulte verglich die Bedeutung des Todes eines nahe stehenden männlichen Familienmitglieds bei Käthe Kollwitz und Marianne Weber. Der Tod des eigenen Sohnes eröffnete Käthe Kollwitz demnach den Zugang zu ihren verschütteten Schuldgefühlen bezüglich des frühen Todes des Bruders und legte kreative Kräfte frei. Auch bei Marianne Weber wurde der Tod zur Bedingung der Möglichkeit künstlerischen Schaffens. Dies las Schulte in der Opferthematik, die Marianne Weber in der von ihr verfaßten Biographie ihres Ehemannes bemüht. Wie sich Schultes psychoanalytische Studie zum *linguistic turn* verhält, blieb dabei unerörtert. So erweckten die ersten drei Vorträge den Eindruck, als bewegten sie sich vor (Schulte), während (Calvi) und nach dem *linguistic turn* (Roper), wobei Ropers Ansatz die dadurch entstehenden Fragen nicht klärte. Die in der zweiten Sektion *Geschlecht, Genealogie und die Produktion von Wissen* versammelten Vorträge bezogen sich allesamt auf die von den Veranstalterinnen aufgeworfenen Fragen. Norbert Finzsch formulierte das oben aufgeworfene Dilem-

ma, dem sich die Geschichtswissenschaft nach dem *linguistic turn* stellen muss. Nach der Einsicht in die Genese allen Machtwissens drängt sich die Frage auf: Ist unbedingte Historizität sinnvoll? Der als Ersatz für die zahlreichen Ausfälle erst kurzfristig angesetzte Vortrag von Maren Lorenz mit dem Titel *Wozu Anthropologisierung der Geschichte? Einige Anmerkungen zur kontraproduktiven Polarisierung der Erkenntnisinteressen in den Geisteswissenschaften* nahm die wichtigen Fragestellungen der Tagung konstruktiv auf. Lorenz legte einen Versuch vor, den Gegensatz innerhalb der Geschlechtergeschichte, der sich zwischen Essentialisten und Konstruktivisten aufzue, aufzulösen. Sie plädierte für eine neue Bescheidenheit, die sich mit reflexiver Standortbestimmung gegen den Relativismus eines reinen Konstruktivismus absetzt. An verschiedenen Beispielen aus den Bereichen der Naturwissenschaft, der Psychoanalyse, aber auch einer dem radikalen Konstruktivismus verpflichteten Soziologie verdeutlichte Lorenz die Unumgänglichkeit des hermeneutischen Zirkels und die Erkenntnis, daß Wissenschaft ohne Moral nicht möglich sei. Freilich sind dies auf den ersten Blick eher alte als neue Wege. Hervorgehoben werden muss jedoch, was der Vortrag m. E. impliziert: Die Unumgänglichkeit des hermeneutischen Zirkels muss als Folge des *linguistic turn* ausgewiesen werden und die Selbstreflexion auf die eigenen Voraussetzungen unter den Bedingungen der Diskursanalyse stattfinden. Die Diskussion verlor sich leider auf einem Nebenzweig des Vortrags, nämlich dem Verständnis der Psychoanalyse. Als wichtige Anregung für die Gesamtdiskussion gab Barbara Duden zu bedenken, daß die Kritik an essentialistischen Überzeugungen schlicht kontraproduktiv sei. In der eigenen Kritik beziehe man sich – wenn auch negativ – auf Positionen, die man durch eben diesen Bezug allererst kontruiere bzw. denen so eine unangemessene Ernsthaftigkeit zugesprochen werde.

Monika Mommertz begab sich im Anschluß auf die Ebene der eher forschungspraktisch ausgerichteten Methodenreflexion und erlaubte einen Einblick in die Werkstatt. In ihrem Vortrag *Wissensweisen – Arbeitsformen – Kulturen. Die Kategorie »Geschlecht« in der Entstehungsphase »moderner« Wissenschaftlichkeit* stellte sie ein von ihr entworfenes Set an Arbeitsbegriffen vor, um ein eingegrenztes wissenschaftliches Diskursfeld zu untersuchen. Sie unterschied dabei die systemische Zugehörigkeit einzelner Handlungen je nach Vernetzungsintensität zu Praktiken, Feldern und Kulturen. Die Kategorie »Geschlecht« solle dabei nicht als analytische Kategorie an die Untersuchung herangetragen, sondern als Markierung innerhalb dieser Handlungen erkennbar werden. Ein gewisses Unbehagen schlich sich in der Diskussion gegenüber der Beliebigkeit der vorgestellten Arbeitsbegriffe ein.

Ulrike Gleixner stellte in ihrem Vortrag *Text, Kontext und Resonanz. Biographie, Traditionsbildung und Geschichtsschreibung im württembergischen Pietismus* die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen biographischem Erinnern, Traditionsbildung und öffentlichem Bewusstsein dar. Aus der idealisierten Vergangenheitskonstruktion pietistischer Biographien, die auf der Trias Beruf, männliche Leistung, pietistischer Glaube beruhten, fielen Frauen heraus. Gleixner kontrastierte dabei ihre Untersuchung einer männlichen Traditionsstiftung, in der das Leben des Vikars Knapp (1798-1864) in mehreren biographischen Aufarbeitungen immer stärker heroisiert und entindividualisiert wurde, mit der Untersuchung eines Sammelwerkes, das von Charlotte Zeller (1815-1899) verfaßt wurde und neun ihrer verwitweten Vorfahren zum Gegenstand hatte. Obwohl in diesem Werk ebenfalls eine Genealogie weiblicher Frömmigkeit zu sehen ist, wurde diese nicht in die öffentliche Geschichtsschreibung integriert. Ein weibliches Pendant zur Vätergeschichte des Pietismus

wurde nicht geschrieben. Gleixner schloß mit der These, daß weiblichen Texten keine öffentliche Resonanz zugekommen sei und sich daher keine weiblichen Traditionen ausbilden konnten. Traditionen aber seien Erfindungen, die das Geschichtsbewußtsein bestimmten. Diesem methodisch wohl durchdachten und empirisch genauen Vortrag folgte in der Diskussion die interessante Frage von Rebekka Habermas, ob die gescheiterte Tradition der Zellerin nicht vielmehr im familialen Gedächtnis aufgehoben sei. Haben ihre Texte also eine andere Resonanz erfahren, die sie dennoch das Geschichtsbewußtsein bestimmen lassen? Auch die Anmerkung Bea Lundts zu Formen der Wissenstradierung im Mittelalter schärfte den Blick für diese Problematik. Lundt sah Anknüpfungspunkte an den überlieferten Topos der Witwen als weise Frauen. Leider wurde diese Frage nicht auf die zentrale Tagungsfrage zurück übertragen. Was nämlich bedeutet dies für die Kategorie Geschlecht in Zusammenhang mit Traditionsbildung?

Die Vorträge der dritten Sektion, zusammengefaßt unter dem Titel *Männlich(keit) – Testfall für Geschlecht als analytische Kategorie*, bewegten sich beide auf der Höhe des *linguistic turn*. Helmut Puff (Michigan) stellte in seinem Vortrag *What's queer about historicism? Sodomy, Language and Academic Masculinities* in Anlehnung an Bonnie Smiths Arbeiten das Geschlecht der Geschichtswissenschaft in ihrer ersten Professionalisierungsphase in Deutschland vor. Als Beispiele galten Puff die Gründungsväter Ranke und Burkhart. Kampf um akademische Männlichkeit und homoaffektive Gemeinschaft Lehrender/Lernender im historischen Seminar, das in privaten Universitätsräumen stattfand, hätten den angeblichen Neuanfang der Geschichtswissenschaft geprägt. Das Seminar sei von dieser Doppelbödigkeit zutiefst geprägt, es sei Gefährtenbund und Ausbildungsstätte zugleich. Puff schloß mit der These, daß Ranke und

Burkhardt die Schwelle zur Moderne nicht überschritten hätten und die Moral der Geschichtsschreibung entgegen dem eigenen Selbstverständnis an die Aufklärungshistorie angeknüpft habe. In der Diskussion wurde deutlich, daß Puffs interessante Ausführungen entgegen den vom Titel geweckten Erwartungen eher in den Bereich der Männergeschichte als der *queer studies* einzuordnen sind und insofern der *linguistic turn* nicht überwunden wurde. Klarer positionierte sich Maike Christadler mit ihrem Vortrag *Haben nur Männer Stil? Zum Geschlecht einer ästhetischen Kategorie*. Da die Kunstgeschichte kaum bei der Geschlechtergeschichte angekommen sei, stelle sich die Frage nach der Überwindung des *linguistic turns* nicht. Stimmig untersuchte Christadler die sprachliche Konstruiertheit des ästhetischen Begriffs »Stil«. Methodologisch orientierte sie sich dabei an Derridas etymologischen Überlegungen zum Stilbegriff und übertrug dies auf die Begrifflichkeit im Italien des 16. Jahrhunderts. Sie konnte zeigen, daß Stil im Vokabular der Beschreibung konstruiert und die *gendered connotations* dabei übernommen werden. Bei Giorgio Vasari wies sie die Ineinsetzung von Frauen und Reproduktivität nach, die es argumentativ ermöglichte, allein männliche Künstler über die reine Reproduktion der Natur durch eigene Kreativität zu erheben. Im 17. Jahrhundert habe es zwar einen männlichen und einen weiblichen Stil verschiedener (männlicher) Künstler gegeben, Geschlecht sei aber ausschließlich als abstrakte Kategorie verwendet worden. Christadler kommt so zu dem Schluss, daß tatsächlich nur Männer Stil, Frauen höchstens einen weiblichen Stil hätten haben können.

Die letzte, von Rebekka Habermas geleitete Sektion widmete sich dem Thema *Metanarrative? Zur Rekonzeptualisierung von Politikgeschichte*. Claudia Opitz-Belakhal stellte in ihrem Vortrag *Staatsräson kennt kein Geschlecht. Zur Theorie und Praxis weiblicher Regierungsgewalt im 16.*

*Jahrhundert* den Zusammenhang zwischen politischen Theorien der Zeit und Querelles des femmes her. Diese textuellen Entwürfe kontrastierte sie mit der konkreten Praxis weiblichen Regierungshandelns und befragte sie auf ihre unbewußten Ziele. Das frühneuzeitliche Regierungssystem war auf weibliche Nachfolge angewiesen, die *Querelle* wurde dadurch stets neu angeheizt. Opitz faßte als Ergebnis ihrer Untersuchungen zusammen, daß weder die Entgeschlechtlichung des Souveräns noch dessen *gendering* zu mehr politischer Gleichberechtigung innerhalb der Gesellschaft geführt habe. Vielmehr sei so die politische Doppelmoral gefestigt worden, der zufolge für den Fortbestand des Staates jede Argumentation willkommen gewesen sei. Die politische Argumentation wurde dabei aber von dem Bereich gesellschaftlicher Ordnungen, der das Private betraf, isoliert. Opitz ordnete sich in ihrem Vortrag zwar dem *linguistic turn* zu, insofern sie sprachliche Handlungen als Praktiken begriff, die in einem Bedeutung erzeugenden Wechselverhältnis mit anderen Praktiken stehen. Im Ergebnis rekurrierte sie aber auf die bekannte Dichotomie öffentlicher und privater Geltungsbereiche – wenn auch neu kontextualisiert. Die Notwendigkeit neuer Metanarrative wurde dadurch unterstrichen. Erst im letzten Vortrag wurden m. E. Wege aufgezeigt, die in diese Richtung führen. Claudia Ulbrich stellte ihre *Überlegungen zu einer Mikrogeschichte des Politischen* vor. Hier wurde die Fragestellung der Tagung aufgenommen und das problematische Verhältnis von allgemeiner und Geschlechtergeschichte angesprochen. Wie kann eine geschlechtergeschichtliche allgemeine Geschichte aussehen, ohne dass der kritische Anspruch verloren geht? Mit Bezug auf Bonnie Smith, Gianna Pomata u. a. behandelte Ulbrich zunächst die Geschichte der Problematik und verwies auf den gemeinsamen Ausgangspunkt, daß die allgemeine Geschichte nicht einfach in einem »add and store approach« ergänzt werden

könne. Gerade der Politikbegriff verführt dazu, politisch aktive Frauen entweder auszuschließen oder die gender-Dichotomie in die Untersuchung hineinzutragen. Ulbrichs Überlegungen setzten am Begriff der Ausnahmefrauen an. Die sogenannten Ausnahmefrauen fungierten meist als rhetorisches Mittel, um mit ihr die Regel – den Ausschluß aller anderen Frauen – zu bestätigen. Ulrich plädierte stattdessen für die Arbeit mit dem Konzept des »außergewöhnlichen Normalen«. Diese Begrifflichkeit sei nicht mit dem einzelnen Individuum verknüpft, sondern mit der Überzeugung, sogenannte Ausnahmen schöpften aus einem Umfeld, das so in den Vordergrund zu rücken sei. Einen Politikbegriff, der auf Exklusion beruhe, wollte sie im Anschluß an Hannah Arendt ersetzen durch einen Begriff, der Politik sehr viel allgemeiner als Antwort auf gesellschaftliche Verschiedenheit versteht. Sie plädierte für eine Mikrohistorie der Politik, die sie am Beispiel der Geschichte eines Dorfes aus der Sicht einer Bäuerin kurz illustrierte. Das Problem der Hierarchie zwischen Zentrum und Peripherie könne so ebenso wie quantitative Argumente zurückgewiesen werden.

Die Schlußdiskussion war mit der Vielfalt der unterschiedlichen Definitionen des *linguistic turn*, wie sie mehr oder weniger explizit in den Vorträgen dargeboten wurden, überfordert. Sie orientierte sich daher vornehmlich an Ute Daniels angenehm provokantem Impulsreferat, in dem sie die Fragen abhandelte, wie überhaupt produktiv über Methode und Theorie diskutiert werden könne, wie Gegenstände der historischen Analyse abgegrenzt würden und wohin die Geschlechtergeschichte unterwegs sei. Vor allem mit ihren polemischen Thesen zur »Erfolgsgeschichte« der Geschlechtergeschichte, die eine gemütliche Nische erzeugt habe, gelang es, erstmals eine streitbare Diskussion zu entfachen. Daniel kritisierte, daß es bisher nicht gelungen sei, Geschlechtergeschichte einfach

zu schreiben, ohne daß dies durch den Titel des Buches explizit gemacht werden müsse.

So blieb am Ende der Tagung Daniels Erkenntnis, daß der häufig der Geschlechtergeschichte gegenüber geäußerte Vorwurf der Beliebigkeit eben diese allererst hervorrufe – eine Erkenntnis auf der Höhe des *linguistic turn*. Daß die Fragen der Historiker/innen zwar beliebig, das Publikum von deren Relevanz aber zu überzeugen sei, hat Natalie Zemon Davis bereits auf dem Historiker/innen-Tag in Aachen formuliert. Neue Perspektiven sind demnach erkennbar, aber auch der Weg zu neuen Metanarrativen? An einigen Stellen der Tagung gelangen erste Schritte. Wenn wir z. B. über Traditionsbildungen nachdenken, die Gleixner als Erfindungen definierte, die unser Geschichtsbewusstsein bestimmten, wenn wir mit dem *linguistic turn* erkannt haben, daß diese Erfindungen vom Machtwissen bestimmt und meist männlich dominiert sind, dann führt der Weg zu neuen Narrativen über die gestellten Fragen nach familialen Gedächtnissen, nach alternativen Traditionsbildungen. Er führt über eine neue Begrifflichkeit, wie dies am Beispiel des Politikbegriffs und dem Umgang mit Ausnahmen vorgeführt wurde. Weitere Tagungen müssen folgen.